

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 75 (1981)
Heft: 5

Artikel: Widerstand um zu leben : Referat an der Berner Friedenswoche
Autor: Salzmann, Myriam
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MYRIAM SALZMANN

Widerstand um zu leben

Referat an der Berner Friedenswoche

1. Einleitung

Heute abend hier zu sprechen, gehört zu dem, was für mich Widerstand bedeuten kann!

Ich will über meine Erfahrungen sprechen und damit deutlich machen, wie ich, eine Frau, mich selber und die Gesellschaft begreife, wo ich stehe oder besser: wie und wohin ich unterwegs bin.

Einesteils tue ich dies wegen mir selber. Denn die Verpflichtung, hier zu sprechen, hat mich gezwungen, genauer über meine Beweggründe zum Widerstand nachzudenken. Es war für mich notwendig und hilfreich, innezuhalten, das Unbehagen über meine hektische Aktivität und Opposition stärker zu spüren und manche Formen meines Widerstandes weniger zaghaft in Frage zu stellen.

Dies ist natürlich nur ein Aspekt meines Hierseins. Ich bin hier und möchte gehört werden aus einer Hoffnung heraus, die aus Erfahrungen von Solidarität und Vertrauen gewachsen ist.

Es ist die Hoffnung, daß wir alle hier spüren, wie ähnlich unsere Gefühle von Bedrohung sind, und wie wir alle an der gleichen Zersplitterung und Ohnmacht leiden. Es ist die Hoffnung, daß wir das empfinden, wenn wir nicht mehr schweigen. Es ist die Hoffnung, daß wir, getragen durch diese Gemeinsamkeit, die Energie haben, uns je auf unsere eigene Weise für lebendiges Leben zu wehren.

Was meine ich mit «lebendig»?

2. Leben

Wünsche

Lebendig leben bedeutet für mich, alle meine Fähigkeiten und Anlagen entwickeln zu können. Es heißt, daß in meinem Handeln und in meinen Beziehungen alle meine Kräfte beteiligt sind: Empfindungen, Gefühle, Intuition, Verstand und Logik. Lebendig sein heißt mich selber akzeptieren, über mich selber entscheiden können, mich nicht abhängig fühlen, unerschrocken und beziehungsfähig sein. Leben bedeutet, aus diesem ganzheitlichen Sein heraus vertrauensvoll füreinander und miteinander handeln.

Dieses Miteinander wird für mich immer wesentlicher. Es ist die Grundlage für meinen Mut, Gewohntes in Frage zu stellen, falsche Sicherheiten aufzugeben, mich zu wehren gegen Rollenzwänge und zu ris-

kieren, naiv, unlogisch, uneffizient, unrealistisch oder gar chaotisch genannt zu werden.

Ueber dieses Miteinander schreibt Dorothee Sölle in ihrem Buch «Wählt das Leben»: «Unser Wesen ist eine lebendige Beziehung zu andern, die auf gegenseitiger Hilfe beruht und von einem elementaren Bedürfnis nach Kommunikation getragen wird.» Und weiter sagt sie: «Es gibt Situationen, in denen wir uns selber als unzertrennt, unabgespalten, in allen Fähigkeiten und Dimensionen (wie Vergangenheit und Zukunft) erfahren.»

Realität

Ich erlebe mich aber viel häufiger in Situationen, in denen ich mich zertrennt und gespalten, eingengt, bedroht, manipuliert und ohnmächtig fühle. Von Ganzheit keine Spur, denn ich fühle mich sicher und werde anerkannt (!), wenn ich mich vor allem auf meinen Verstand verlasse. Und es fällt mir schwer, meinen Gefühlen zu trauen und sie ernst zu nehmen.

Manchmal erscheint es mir fast unmöglich, mich ganzheitlich entfalten zu können in einer Gesellschaft, die logisches Denken, sogenannte Objektivität und Sachlichkeit, Leistung, Erfolg, Effizienz und Besitz über alles schätzt, hingegen Gefühle, Ahnungen, Träume als lästige Begleiterscheinungen des Lebens verachtet.

Dort, wo es gilt, sich durchzusetzen, dort, wo unterdrückerische Macht konzentriert ist, also tragischerweise dort, wo entschieden wird, wie und ob wir leben, dort werden alle lebensfreundlichen, mitmenschlichen Fähigkeiten ausgeklammert.

Und das Resultat sind Strukturen, die den Raum für wirkliches Leben, für Veränderungen und Entfaltungen immer enger begrenzen. «Das System bemächtigt sich der persönlichen Verantwortung oder neutralisiert sie, absorbiert Schuld und Gewissen durch die Zuweisung konsequenter, sorgfältig definierter Rollen und Funktionen innerhalb seiner eigenen Grenzen», schreibt Barbara Starrett in «Ich träume weiblich». Das Leben wird der Erhaltung dieser Grenzen, dieses Rahmens geopfert. Das anonyme System wird zum Selbstzweck, die Verantwortung kann delegiert werden, wir Menschen haben zu funktionieren.

Ich finde keine Worte für das Gefühl, das mich überflutet, wenn ich an die Demonstration vom vergangenen 24. Dezember in Zürich denke. Wie ein Albtraum sehe ich die Reihen von uniformierten, bewaffneten Unwesen vor mir. Sie schossen aus schwarzen Rohren auf mich und andere flüchtende Frauen, auf uns Frauen, die von Gewaltfreiheit und Frieden träumen! Sie schossen auf Menschen, die in das eisige Wasser der Sihl flüchteten; sie schossen auf Kinder, Behinderte und

Alte. Auftrag perfekt erledigt — Taktik erfolgreich — Pflicht erfüllt — Rechtsstaat bestätigt — Weihnachten gerettet!

Ich bin diesem System, das in seiner Eigendynamik auf den Tod aller zusteuert, ausgeliefert. Und dieses System wird, wenn nötig, mit Waffengewalt verteidigt. Menschen und ihre Lebendigkeit werden den Strukturen geopfert. Ich spreche nicht von einer weit entfernten Militärdiktatur oder vom «Feind im Osten»! Ich spreche über hier und jetzt, über die Schweiz, über dieses Traumland der Ruhe und Ordnung, des Friedens, der Freiheit und der Demokratie. Denn schon die vorsichtigsten Versuche für Veränderungen lösen immer härtere Reaktionen aus. Und doch müssen wir uns nur schon für das bescheidene Ziel des nackten Ueberlebens wehren — falls uns das genügt!

Wir werden nicht überleben, wenn wir die systematische Zerstörung der Natur nicht verhindern, wenn wir uns nicht mit all unseren Kräften gegen den Rüstungswahnsinn wehren.

Wie kann ich aber von ganzheitlichem Sein sprechen, wenn es um Leben oder Tod geht? Ich kann, weil mir nacktes Ueberleben einfach nicht genügt. Ich will lebenswertes, menschenwürdiges Leben für mich und für alle.

Ich glaube, daß wir Grundlegendes verändern werden, wenn wir nicht nur hier und dort Symptome bekämpfen, sondern dem Uebel wahrhaft an die Wurzel gehen. Dies geschieht, wenn wir unsere Zersplitterung überwinden. Denn wir sind daran, unser Leben zu verlieren, weil wir auf zwei Arten von Halbmenschen reduziert werden. Wir haben nach festen Rollenvorschriften zu funktionieren, und es ist klar vorgeschrieben, was ein richtiger Mann ist, was eine weibliche Frau ist, und welchen Wert sie haben.

Einfluß der Frauen

Vertrauen, Verantwortungsgefühl, Mitmenschlichkeit, Emotionalität werden den Frauen zugeordnet, werden abgewertet, werden als schwach und weiblich verachtet und ins private Leben verwiesen. Und die Frauen können diese Fähigkeiten dort, wo entschieden wird, nicht einbringen. Sie sind abwesend, werden nicht gehört, sind unwichtig. Niemand kann die von Barbara Starrett hervorgehobene Tatsache bestreiten, «daß der Militär-Industrie-Kirche-Wissenschaft-Medizin-Kunst-Finanz-Komplex vollständig von Männern beherrscht und kontrolliert wird, wie auch alle gesellschaftlichen und politischen Bereiche».

Eine menschliche Gesellschaft werden wir aber nur verwirklichen, wenn wir ganze Menschen sein können und alle unsere Anlagen und Fähigkeiten in die Entscheidungen einbeziehen.

Trotz Ohnmachtgefühl und Verunsicherung habe ich immer wieder die starke Zuversicht, daß es mir gelingen wird, mich kraftvoll für

mein ganzheitliches, lebendiges Sein zu wehren. Denn ich werde mutiger und stärker, weil ich gegenseitiges Vertrauen und Verständnis erfahre, weil ich mich von andern getragen fühle. Ich sage «von andern» und sollte deutlicher sagen, daß ich diese Solidarität vor allem durch Frauen erfahre. Den existentiellen Mut zum Nein, zum Neuen, zur Unsicherheit, zum radikalen Widerstand, also jenen Mut, der notwendig ist, um grundlegende Veränderungen zu bewirken, erlebe ich von und mit Frauen.

Dies hier offen zu sagen, gehört heute wesentlich zu meinem Widerstand.

Was ist denn für mich Widerstand? Warum leiste ich Widerstand?

3. Widerstand

Ich denke, ich brauche keine Definition mehr! Aus dem, was ich bisher gesagt habe, wurde sicher deutlich, daß für mich Lebendig-sein und Widerstehen ineinander übergehen. Wenn ich mich wehre, lebe ich. Wenn ich aufgebe und mich anpasse, erstarre ich.

Widerstehen heißt an das Leben glauben, heißt sich für das Leben entscheiden, einen Sinn darin sehen. Widerstand bedeutet Mut, Vertrauen und Zuversicht. Ich kann Widerstand nicht wählen oder ablehnen, wenn ich mich für das Leben entschieden habe. Er wächst in mir durch Betroffenheit, und diese drängt mich zu handeln.

Widerstand heißt für mich immer mehr auch Wohlsein. Es muß mir letztlich gut tun, mich zu wehren. Ich will mich wohl fühlen und entfalten können. Wenigstens eine Spur von meinen Träumen und Zielen für die Zukunft muß ich immer wieder erleben, sonst ende ich in Ermüdung, Resignation, Mutlosigkeit und Verbitterung. Daher gefällt mir das, was Mary Daly dazu schreibt, so gut: «Wir müssen lernen, die Zukunft, für die wir kämpfen, jetzt schon zu leben, anstatt Kompromisse zu schließen in der eiteln Hoffnung auf eine Zukunft, die immer wieder verschoben wird, immer unwirklich bleibt. Dieser schöpferische Sprung erfordert eine Art von Rücksichtslosigkeit, die aus dem Tod falscher Hoffnungen geboren wird.»

Es sind mir zwar schon viele falsche Hoffnungen gestorben, aber ich wage höchstens kleine Schritte, es wachsen zaghaft neue Hoffnungen, vor schöpferischen Sprüngen habe ich Angst!

4. Formen von Widerstand

Und so überdenke ich die Formen meines Widerstandes. Manche werden für mich immer fragwürdiger, weil ich nicht mehr sicher bin, ob sie nicht grundlegend gerade das verraten, wofür ich mich einsetzen möchte.

Wir alle wollen natürlich, daß unser Widerstand wirksam ist. Wie kann wirksamer, aber mir wohltuender Widerstand denn aussehen in einer Gesellschaft, in der wir aggressiv sein müssen, um etwas zu erreichen? Diese Frage kann ich nur beantworten, indem ich beschreibe, welche Art von Widerstand ich versuchte und versuche:

- Ich arbeite in einem sogenannten Männerberuf. Ich bin Physikerin; ich bin nicht Mutter und umsorge keinen Ehemann. Ich verweigere die Rollenerwartungen und fühle mich gar nicht immer wohl dabei. Aber diese Verweigerung der Frauenrolle ist erst zum echten Widerstand geworden, seit ich versuche, keine angepaßte Alibifrau zu sein, eine, wie man sagt, «die ihren Mann steht». Immer häufiger wage ich es, obwohl nur Verstand und Logik gefragt wären, meine Gefühle auszusprechen — man sagt: «typisch Frau!»
- Ich protestiere gegen autoritäres Verhalten und bemühe mich um wirkliche Zusammenarbeit — man sagt: «ineffizient!»
- Wir wenden physikalische Forschung in der Krebstherapie an. Ich weigere mich, die im Umgang mit Patienten übliche weiße Schürze zu tragen, denn ich kann «Götter in Weiß» nicht ausstehen — man nennt mich «stur».

Dieser Widerstand in meinem Alltagsleben ist oft zaghaft und schwierig, aber es tut mir letztlich jedesmal wohl, wenn Einsicht und Handeln übereinstimmen.

Ich meine, dieser sogenannte persönliche, private Widerstand ist echt politisch und gesellschaftsverändernd.

Manche Formen von Widerstand, die als öffentlich und politisch bezeichnet werden, sind für mich immer problematischer. Es ist die Opposition *i n n e r h a l b* der vorgegebenen Strukturen.

Kirche

Ein Beispiel dafür ist die Institution Kirche. Ich bin im Rahmen der römisch-katholischen Kirche aufgewachsen. Ich habe innerhalb dieses Rahmens, nämlich in der Kirchenpflege, lange Zeit durch viel Einsatz und Opposition versucht, dem zum Durchbruch zu verhelfen, was für mich konkret christliche Werte sind. Es ist vermutlich niemand erstaunt darüber, daß es mir nicht gelang, in der Kirchenpflege die Unterstützung für das Waffenausfuhrverbot zu erreichen.

Ich weiß nicht, ob katholische Priester heute noch Waffen segnen, aber ich weiß, daß für den Bischof von Basel, Anton Hänggi, die 22. Internationale Soldatenwallfahrt letztes Jahr in Lourdes «ein beglückendes Erlebnis ganz besonderer Art» war. Für mich als Frau sehr ansprechend schreibt er: «... Maria und damit Lourdes ist Zeichen und Zeugnis und Vorbild für jeden 'Diensttuenden', auch für die Solda-

ten...» Was meint er wohl mit Frieden, wenn er über diese Militärpersonen sagt: «... das sind Menschen, zum größten Teil junge, lebensfrohe, kraftstrotzende Menschen, die den Frieden lieben, die sich für den Frieden einsetzen, die bereit sind, für diesen Frieden zu kämpfen...»?

Was ich auch erfahre, und was mich unglaublich wütend macht, ist die Tatsache, daß der Papst genau weiß, was die Bedürfnisse und Aufgaben von uns Frauen zu sein haben. Sicher ist bekannt, daß Frauen zum Beispiel das katholische Priesteramt nicht übernehmen können — unter anderem weil Christus ein Mann war! Frauen spielen keine Rolle außer jener, die fleißigsten Kirchgängerinnen zu sein. Zudem glaubt sich diese Institution offenbar im Besitz der ewigen und allgemein gültigen Wahrheiten. Wo bleibt da Raum für Veränderungen? Wo können wir Frauen da unsere Wertvorstellungen einbringen?

Natürlich hoffe ich immer noch auf die kleinen Gruppen von Christen, die am Rande dieser Strukturen Widerstand leisten. Vielleicht finden diese Frauen und Männer einen Weg, echtes Christentum zu verwirklichen. Aber diese Hoffnung in mir wird immer schwächer, und ich weiß oft nicht einmal mehr, ob ich sie überhaupt noch retten möchte!

Wenn ich offen sein will, muß ich sagen, daß ich das Christentum als patriarchalisch und frauenfeindlich erlebe. Es ist durch Männer beherrscht, und die Frauen werden diskriminiert. Das Christentum verhindert die ganzheitliche Entfaltung von Frauen und Männern.

Ich bin es müde zu hören, daß Christus ganzheitlich war und auch die sogenannten weiblichen Fähigkeiten vorlebte. Es hilft mir nichts, wenn gesagt wird, daß der Heilige Geist eigentlich weiblich sei! Wesentlich ist für mich das, was hier und jetzt gelebt wird. Wo stehen wir Frauen in diesem heutigen Christentum? Welche Bedeutung haben wir? Welche Entscheidungsmöglichkeiten? Das sind meine wesentlichen Fragen.

Sie spüren sicher, wie sehr es mich trifft, daß meine christliche Grundlage ins Wanken gerät. Meine Hoffnung auf das Christentum entgleitet mir.

CVP

Nicht viel anders ergeht es mir darum mit der sogenannten christlichen Parteipolitik. Es fällt mir immer schwerer, an den Sinn einer Opposition innerhalb einer Partei zu glauben. Ich spüre, daß es ein weder sehr wirksamer noch wohltuender Widerstand ist, wenn ich die von der CVP propagierten menschlichen Werte im Rahmen der Parteileitung verwirklichen möchte. Offenbar verstehen die christlichen Männer aus

der Wirtschafts- und Finanzwelt unter menschlichen Werten nicht dasselbe wie ich. Mit menschlichen Werten meine ich nämlich

- den Baustopp von Kernkraftwerken
- das Verbot von Waffenexporten
- die Unterstützung der Bankeninitiative zur Verhinderung der Fluchtgelder aus der Dritten Welt
- die Unterstützung der Mitenand-Initiative. Und die Abstimmungsparole der CVP ist ein Nein! Seit diesem Beschluß schäme ich mich wieder einmal mehr, in dieser Partei zu sein.
- das Anhören und Ernstnehmen von uns Frauen; von Jugendlichen. Ich meine daher auch die Verwirklichung eines autonomen Jugendzentrums in Zürich.

Immer mehr scheint mir die Opposition innerhalb einer etablierten Partei, angesichts der Interessenverflechtung von Kirche, Politik, Wirtschaft und Finanzwelt, recht hoffnungslos zu sein.

Natürlich sollten wir Frauen möglichst zahlreich in kirchlichen und politischen Behörden vertreten sein. Ich spüre aber heute in mir Resignation für diese Art von Widerstand, der oft in Hektik und Streß ausartet und bei dem ich meistens verliere. Verbrauche ich dabei nicht meine Energie, ohne wirklich etwas zu verändern? Könnte es sogar sein, daß ich so gerade das unterstütze, wogegen ich mich wehren will? Wären hier nicht Abwesenheit und Verweigerung heute mein wirksamster Widerstand? Nachdem ich mich manche Jahre mit viel Zeitaufwand, Energie und auch Hoffnung innerhalb der vorgegebenen Strukturen gewehrt habe, sind solche Fragen hart!

Nun möchte ich aber von jenem Widerstand sprechen, den ich für wirksam halte, und bei dem ich mich wohl fühle.

Erklärung von Bern

Ich bin seit einigen Jahren im Komitee der Erklärung von Bern. Die Erklärung von Bern ist eine Vereinigung, welche Informationen über die Beziehungen der Schweiz zur Dritten Welt mit sozialen und politischen Aktionen verbindet. Im Austausch mit den andern habe ich in diesem Komitee viel Neues erkannt, und es ist wohlthuend, gemeinsam für ein Anliegen zu arbeiten und nicht ständig allein oder in der Minderheit protestieren zu müssen.

Indem wir uns einsetzen gegen die Unterdrückung der Menschen in der Dritten Welt und gegen deren Ausbeutung durch die Industrieländer, sehen wir die Zusammenhänge immer klarer: Wir müssen uns hier bei uns gegen die Machtstrukturen, gegen die Militarisierung wehren, damit die Armen in den Entwicklungsländern überhaupt die Chance haben zu leben. Die unvorstellbaren Verflechtungen machen es uns schwer, Prioritäten zu setzen und uns bewußt einzuschränken.

Alles wäre wichtig! Aber damit unsere Arbeit nicht in Streß und Spezialistentum endet, müssen wir immer wieder lernen, Grenzen zu akzeptieren.

Es ist für mich wesentlich, daß wir über die Formen der Zusammenarbeit in dieser Gruppe nachdenken und sie auch in Frage stellen können. Weil wir über unser Unbehagen sprechen, und weil Veränderungen möglich sind, ist die Erklärung von Bern für mich eine gute Form des Widerstandes.

Frauen für den Frieden

Immer mehr gewinnt für mich jener Widerstand, den ich zusammen mit andern Frauen versuche, an Bedeutung. Ich weiß nicht, ob ich die Sprache finde, das zu beschreiben, was wir zum Beispiel in der Gruppe der Frauen für den Frieden in Zürich erleben und spüren. Es sind für mich unerwartete, erstaunliche und sehr wohltuende Erfahrungen.

Wir sind Frauen, die sich aus den verschiedensten Beweggründen für den Frieden einsetzen. Indem wir unsere Erfahrungen austauschen, indem wir es immer mehr wagen, Ängste und Wünsche auszusprechen, spüren wir aber, wie ähnlich unsere Wertvorstellungen sind, und es wächst daraus gegenseitiges Vertrauen und Verstehen. Wir lernen, von den uns eigenen Eigenschaften und Qualitäten auszugehen. Wir entdecken, daß jede ihre ganz speziellen Fähigkeiten besitzt, und daß diese sich verändern dürfen.

Wir erleben, wie es ist, wenn wir versuchen, gleichberechtigt miteinander umzugehen. Durch gegenseitige Anerkennung und Ermutigung und durch die Sorge umeinander gelingt es uns immer besser, unsere Einsichten und Gefühlen zu trauen. Wir verweigern die üblichen effizienten Strukturen und verzichten auf Experten und sachkundige Spezialisten.

Durch die erlebte Solidarität wird uns unsere eigene Stärke bewußt, und es wächst der Mut, Grundlegendes in Frage zu stellen und dann aus neuen Einssichten heraus zu sprechen und zu handeln. Dieses Handeln ist wesentlich für uns. Wir gehen über das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung hinaus und haben einen gesellschaftspolitischen Anspruch.

Mary Daly schreibt: «Wahrhaft heilende Einsicht beinhaltet einen Willen zur Veränderung, der sich handelnd nach außen entfaltet, so daß die Einsicht wächst und Handeln zunehmend an Bedeutung gewinnt.» Jede von uns hat die ihr entsprechende Art zu handeln, jede hat andere Möglichkeiten und andere Grenzen. Manche protestieren mit Transparenten, an Demonstrationen, manche verteilen Flugblätter, sammeln Unterschriften. Manche sprechen öffentlich, wieder andere schreiben Leserbriefe.

Wir sammeln Erfahrungen, und dabei wächst die Einsicht tatsächlich! Aus den heftigsten Reaktionen und den Angriffen auf uns Frauen für den Frieden wächst zum Beispiel die Einsicht, daß wir dem Uebel wahrhaftig an die Wurzel gehen! Wir tauschen aber immer wieder Zuversicht und Stärke aus. Wir trauen uns immer mehr zu.

Wir lernen, je in unserem eigenen Namen zu sprechen und aktiv zu sein. Ich spreche in meinem eigenen Namen, wenn ich nicht nur ausländische Waffen und Militärs, sondern konkret die Schweizer Armee ablehne. Ich wehre mich in meinem Namen gegen die obligatorische Dienstpflicht für Frauen. Ich leiste auch allen andern Bemühungen Widerstand, mein Leben durch militärische Methoden und Strukturen bestimmen zu lassen. Ich beginne, Scheinsicherheiten besser zu erkennen, und versuche, darauf zu verzichten. Dabei erfahre ich an mir eine Radikalisierung, im eigentlichen Sinn von «an die Wurzel gehend», die unglaublich dynamisch und erstaunlich ist. Ich wage es, neue Methoden zu versuchen; ich beginne eine andere Sprache zu sprechen; ich spüre ein tiefes gegenseitiges Bedürfnis nach echter Kooperation.

Und überall, und immer wieder — in Gruppen, an Tagungen — überall, wo ich mit andern Frauen gemeinsam aktiv bin, erlebe ich diese starke Energie, diesen Willen, an die Grenzen und darüber hinaus zu gehen. Es ist faszinierend, denn ich begegne immer mehr solchen Arten von radikalem Widerstand.

Damit wachsen meine Zuversicht und mein Glaube an das Leben. Ich meine darum, daß wir Frauen in diesem kritischen Moment besonders dazu fähig sind, die wesentlichen Veränderungen der Gesellschaft zu bewirken. Die bis heute so bezeichneten weiblichen Schwächen sind letztlich eben die Stärken und wirksamen Gegenkräfte, welche uns alle zu besseren Zukunftsmöglichkeiten führen werden.

Ich höre die Frage: Ja und die Männer?

Ich denke an die gemischten Gruppen, an die Erklärung von Bern, an die Kirchliche Arbeitsgruppe für alternative Sicherheit (die KAGAS), und ich habe selber schmerzliche Fragen.

Ich suche hilflos und angestrengt nach einem Schlußwort, wahrscheinlich nach einem versöhnlichen, einem Frauen und Männer solidarisierenden. Und ich finde es einfach nicht!

Dorothee Sölles Gedicht «Exodus» (3. Strophe) drückt aus, wie mir im Moment zu Mute ist:

Als Israel die Selbstbestimmung wählte
statt der Fremdbestimmung
als sie die Wüste nahmen statt der wohnlichen Stätte
als sie die Wanderschaft vorzogen der Seßhaftigkeit
da kamen sie nicht in das Land
von dem sie gesungen hatten

nichts war da mit Milch und Honig
da gab es einen langen Marsch
und viele starben darüber
das Volk fragte sich
wir müssen wissen was wir wollen Genossen
die Kaufhäuser Aegyptens
oder den langen Marsch durch die Wüste
vierzig Jahre
die permanente Revolution.

Literaturhinweise:

Dorothee Sölle, Wählt das Leben, Kreuz Verlag, Stuttgart 1980.

Mary Daly, Jenseits von Gottvater, Sohn & Co., Verlag Frauenoffensive,
München 1978.

Barbara Starrett, Ich träume weiblich, Verlag Frauenoffensive, München 1978.

Dorothee Sölle, Die revolutionäre Geduld, Fietkau Verlag, Berlin 1974.

SILVIA HERKENRATH

Leonhard Ragaz und die Anfänge der Dialektischen Theologie

1. Ragaz' Weg zum Religiösen Sozialismus

Ragaz als Stadtpfarrer in Chur

In den Jahren als Pfarrer an der Martinskirche in Chur hatte Ragaz wenig Gelegenheit, mit Arbeitern in Berührung zu kommen. Im Bündner Hauptort beherrschten um die Jahrhundertwende das Kleinhandwerk und der Handel die gesellschaftliche Bühne. Die bündnerische Industrie entstand erst nach 1900. Entsprechend setzte sich der Grütliverein, die größte Linksorganisation, vorab aus Handwerkern zusammen. Eine Sozialdemokratische Partei gab es noch nicht. Dagegen hatten sich 1891 einige Gewerkschaften mit dem Grütliverein zum Churer Arbeiterbund zusammengeschlossen. 1895 war Ragaz gegen die Stimmen der Sozialisten an die Churer Stadtkirche gewählt worden. Ein schmerzliches Erlebnis! So klagte er seinem väterlichen Freund Paul Wilhelm Schmiedel: «Die Arbeiter haben gegen mich gestimmt, nun will ich aber nicht Herrenpfarrer sein und bin sozialistisch angehaucht — an wen halte ich mich denn?»¹

In der Zeit als Lehrer in Chur hatte sich Ragaz sehr intensiv mit